Nummer 76 Dienstag, 31. März 1925

Berliner Familien-Zeitung

Die Katastrophe

Von

Günther Call

I.

Es war, als wollte der Himmel die Bedeutung versinnbildlichen, die Gerhard Sartow selbst seiner Reise gab. In grauem, schmutzigen Dunst lag die Stadt, als er heute morgen zum Bahnhof gefahren war, und er hatte in der halben Stunde vor der Abfahrt die dumpfe Enge dieses Gefängnisses, in dem er nun drei Jahre lang ohne jede Unterbrechung eingekerkert war, noch einmal mit greller Klarheit empfunden. Die ersten Stunden der Fahrt nach dem Süden hatte er, in die Polsterecke gelehnt, leicht geschlummert. Und nun, wie er erwachte und zum Fenster hinausblickte, da lag das Land, durch das der D-Zug mit gewaltigem Lärm raste, in üppigem Sonnenglanz. Die Augen, so lange abgestumpft durch die graue Eintönigkeit der Großstadtstraßen, tranken gierig das satte Grün der Berge, das von dem tiefem Blau eines Sommertags umjubelt war. Längst Vergangenes stieg aus der Vergessenheit empor. Die Mitreisenden, ihre Gespräche und ihr Lachen blieben dem Bewußtsein Gerhard Sartows fern. Selbst die Landschaft draußen verschwand hinter den Erinnerungen, in die er sich verlor . . . Fahrten durch fremdes Land, anderes Volk, andere Sprache . . . Die schimmernden Kreidefelsen der englischen Küste stiegen vor ihm empor, die ihm einst das Wunder der Weltweite verkündet hatten . . . Die kühnen Felsenphantasien der Dolomiten . . .

II.

Warum war er in der Nacht weitergewandert? Man hatte ihn gewarnt. Selbst der alte Bergführer, der zähe, knochige Hüne, hatte ihn mit ernsten Augen angeschaut und den Kopf geschüttelt. Tückische Gefahren, im Dunkel der mondlosen Nacht lauernd wie Wegelagerer? Warum nicht? Das reißt, das zerrt, das stößt. Gefahr! Gefahr! Wagen, wandern. — Ein jäher Schmerz im rechten Bein meldete die Gegenwart. Was war das? Düstere Dunkelheit. Ein dumpfiger Geruch und Schweigen, Schweigen, gräßliches Schweigen. Was war das? Gerhard erwachte jetzt jäh. Wo war er? Er wollte um sich fassen in der Dunkelheit, aber die Hände und Arme waren eingeklemmt in ein kantiges und spitzes Etwas, und die Beine schmerzten bei dem geringsten Versuch einer Bewegung, daß er hätte schreien mögen. Grausen packte ihn. Was war denn gewesen? Mühsam suchten seine Gedanken rückwärts. Heute morgen — war das heute? — war er losgefahren aus der grauen Stadt, aus dem Werktag. Leuchtende Landschaften hatten auf der Fahrt seine Sinne aus der Erstarrung gelöst, und alte Bilder, glühende Tage des Wanderns waren ihm wieder sichtbar geworden. Doch was dann? War er denn schon am Ziel seiner Reise gewesen? Er konnte sich doch gar nicht daran erinnern, irgendwo ausgestiegen zu sein. Und dies mit den warnenden Augen des Bergführers, das war doch Traum, das war doch Erinnerung, das war ja längst gewesen, das war ja nicht Gegenwart. Ein wilder Schrecken durchfuhr ihn, und wieder begann er, zu tasten, und wieder stieß er beim ersten Versuch an ein spitzes, schneidend schmerzendes Etwas. Da flackerte wie eine jähe Flamme plötzlich die Angst in ihm auf, und wild, tierisch, sinnlos brach ein Schrei aus ihm und blieb dumpf, ganz nahe bei ihm. Nun wußte er plötzlich: „Der Zug war verunglückt. In Trümmer, Zerstörung, Vernichtung war er eingefargt. Verzweiflung riß an ihm, stieß in brutaler Angst alle Vernunft weg, und wieder brüllte er auf, bis das dumpfe Ersticken seines Schreies ihn vor Entsetzen stumm werden ließ. Müdes Erschlaffen kam über ihn, leeres Geschehenlassen. Es war aus. Er war verschüttet. Warten, bis man erlöscht. Aufhören. Aufhören? Was seit der Kindheit verblaßt und schließlich versunken ist, zuckt jetzt grell durch die Dunkelheit: Erlösche ich? Und irgend woher klingen ferne, dunkle Glocken, und ein Gesang kommt näher, der den Dürstenden tränkt, und da kommt durch das Dunkel und ohne Weg eine hohe Gestalt in lichter Höhe, und ein Leuchten ist um dies Haupt. Du stöhnst diesen klaren Augen entgegen. Milde, helle Worte streicheln lindernd den wunden Leib. — Nein! Da ist nichts. Es ist dunkel. Aufhören! Warum nicht aufhören? Vorher war es dunkel, und nachher ist es dunkel, und dies quält. Schmerzen müssen töten können. Schmerzen! Mehr, mehr Schmerzen. Und Gerhard Sartow sucht, vor Schmerz schon fast empfindungslos gegen Schmerz, wieder mit den Beinen gegen dies Spitze, schneidende Etwas zu stoßen. Denn er sucht nur noch dies: Schmerzen. Schmerzen müssen den Tod bringen. Er stößt sich in die Schmerzen hinein . . . Da antwortet irgendwo, nicht nahe, nicht fern, ein Stöhnen . . .

III.

Ein anderer Mensch! Einer, der lebt, der auch noch lebt! Gerhard Sartow rührte sich nicht — diese Stimme brachte seine Gedanken in höchste Erregung. Aller Wille zum Tod war ausgelöscht. Nun lebte ja noch ein anderer in der Nähe — nein, hoffte noch ein anderer auf Leben. Oder gar den Luftschacht, von dem er noch lebte. In aller Not und Finsternis leuchtete ein Glück auf. Er wollte nicht die kleinste Bewegung machen. Wer weiß, wie sehr es sonst den anderen schmerzte, ihm verschüttete. Daß er auch den Kanal, der ihm selbst durch alle Trümmer hindurch Luft ließ, zerstören könnte durch einen Ruck, daran dachte er jetzt gar nicht. Er rief plötzlich: „Hast du Schmerzen?" Dumpf blieb sein Ruf in seinem engen Kerker hängen. Noch einmal rief er: „Hast du Schmerzen?" Als wieder keine Antwort kam, wurde er mutlos und verzagt. Und die Einsamkeit und Verlassenheit, in die er sich plötzlich wieder zurückgeworfen sah, weckte tierische Wut in ihm. „Ganz gleich, ob ich einem anderen weh tue; schließlich ist es auch egal, ob ich mir selbst dies Gefängnis vollends ganz zuschlitte — so bleibe ich nicht. Ich probiere, was wird, wenn ich mich gegen die Klammern, die mich umspannen, stemme." Und er wollte mit letzter Kraft sich empören. Er hörte es in dem Getrümmer krachen, Schutt schlug auf sein Gesicht. Und ein Wimmern klang irgendwo her. Das durchfuhr ihn jäh. Und sein Gewissen schrie auf: „Mörder!" So blieb er wieder ganz unbewegt liegen und bat wie ein Hilfesuchender in das dunkle Gewirr hinein: „Hast du Schmerzen?" Nach einer kleinen Weile wimmerte eine Stimme undeutlich „Du . . .!" Wie ein Strom dunklen Weines quoll dieser Anruf in ihn ein. Keinen Schmerz fühlte er — nur selig trunken jubelte er zurück: „Du!" Es mußte ein ganzes Stück Getrümmer zwischen ihnen beiden liegen — so dumpf nur klang der Ruf des anderen an sein Ohr. Er konnte nicht hören, ob es die Stimme einer Frau oder eines jüngeren Mannes sei. Nach einer langen Stille, die von seiner Freude erfüllt war, kam es ihm in den Sinn, den anderen wieder zu fragen: „Hast du Schmerzen?" Er wartete gespannt. Doch es kam keine Antwort. Da packte ihn eine namenlose Angst vor der Einsamkeit, und er brüllte wie ein Tier: „Du — lebst du noch?" Es blieb Schweigen um ihn. Er zitterte irre. Da stöhnte es. Kein Wort — nur ein Aechzen. Da zitterte dumpfes Dröhnen durch die Trümmernacht. Dröhnen und wieder Dröhnen — Schläge wie von ferneren Hämmern. Sartow horchte erregt. Wieder dröhnte es. Es brachte um ihn her, und plötzlich zuckte ein wilder Schmerz in ihm auf . . .

IV.

Einen Tag und eine ganze Nacht hindurch hatten die Rettungsmannschaften gearbeitet, bis sie die Trümmer des D-Zuges soweit von dem Gerüll freigemacht hatten, daß bei dem Bergrutsch sich gelockert und den Zug beiseite geschleudert und teilweise zugedeckt hatte. Gerhard Sartow erwachte im Krankenhaus. Er fühlte sich sehr schwach. Seine Beine waren in einem Gipsverband. Erst langsam machte er sich klar, wieso er eigentlich in dem Krankenhaus sich befand. Ach — das Eisenbahnunglück, die Verschüttung, dann die Rettungsversuche, wo bei aller Vorsicht noch mancher Einsturz in dem Trümmergehäufe gefährlich werden konnte — —. Der Kranke, der noch leicht fieberte, fuhr mit aufgerissenen Augen empor. Es war, als horchte er auf etwas. Die Krankenschwester suchte ihn sanft wieder zum Liegen zu bewegen. Er schob sie herrisch weg. Und rief halblaut: „Hast du Schmerzen?" Die Schwester wurde ängstlich. Da schrie der Kranke auf: „Du!" und stöhnte noch einmal, wild flackerten seine Augen: „Du!". Dann sank er erschöpft in die Kissen zurück.

Als Gerhard Sartow sich erholt hatte, erfuhr er, daß er der einzige Ueberlebende seines Wagens gewesen sei. Alle anderen waren in den Trümmern erstickt. Da gedachte er voll tiefer Trauer der Stimme, die ihn in der Einsamkeit des Grabes vor'm Bahnsinn gerettet hat. In mancher Stunde seines späteren Lebens hörte er noch diese Stimme: „Du!"

Wie Dehmel und Strindberg gute Freunde wurden

Die Wege, die zur Freundschaft führen, sind manchmal wunderbar. Es war anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als sich in Berlin eine lustige Künstlerrunde gebildet hatte, der der glänzende Chopin-Interpret Przybyszewski, die Schauspielerin Hansen, der stets zechlustige Hartleben und der Arzt, Dichter und Philosoph Schleich, der berühmte Erfinder der örtlichen Betäubung, Richard Dehmel und noch manche anderen werdenden Berühmtheiten angehörten. Eines Tages wurde in diesen Kreis auch Strindberg eingeführt, der sich jedoch mit dem damals gerade kräftig aufschlagenden Verismus und Naturalismus durchaus nicht befreunden wollte. Besonders an Richard Dehmel rieb er sich und hielt ihm in seinem gebrochenen Deutsch gleich in der ersten Zeit der Bekanntschaft folgende Philippika: „Ihr seid Gerichtsberichtler von die Straßenerlebnisse, Abklecker von allen Dunkelseiten des Daseins. Das ist nicht Kunst, das ist Ducken unter die Fußtritte des Gemeinen!"

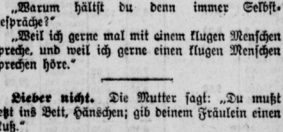
Dehmel war zwar sonst im gegenseitigen Meinungsaustausch unter Kunstzigeunern nicht gleich eine „gekränkte Leberwurst", aber die Worte dieses schwedischen Jupiter tonans waren ihm doch zu starker Tabak: „Was will eigentlich jener Mann?" rief er, nahm seinen Hut vom Nagel und stürmte aus der Künstlerbude. Er ließ sich auch durch seine Freunde nicht zurückhalten.

Als Dehmel fort war, mußte sich Strindberg kräftige Vorwürfe über seine „lose Zunge" gefallen lassen. Der damals noch viel umstrittene Schwede ging auch ehrlich in sich. Bezeichnend für seine Wesensart ist es, daß er noch in derselben Nacht zu Dehmel fuhr — dieser wohnte damals in Pankow bei Berlin —, und alles Böse, was er in seiner Aufwallung über Dehmel und seine Richtungsgenossen sagte, feierlich zurücknahm.

Dehmel schlug freudig in die dargebotene Hand: „Wenn wir schaffenden Menschen uns schon anbellen, was kann man da von den Hunden verlangen?" meinte er gutmütig. Von dieser nächtlichen Versöhnungsszene an war die Freundschaft zwischen Dehmel und Strindberg besiegelt.

A. J.

Ach so!



„Warum hältst du denn immer Selbstgespräche?"

„Weil ich gerne mal mit einem klugen Menschen spreche, und weil ich gerne einen klugen Menschen sprechen höre."

Lieber nicht. Die Mutter sagt: „Du mußt jetzt ins Bett, Hänschen; gib deinem Fräulein einen Kuß."

Hänschen: „Nein, Mama, lieber nicht; gestern wollte Papa sie küssen, und da hat sie ihm eine Ohrfeige gehauen." **Sch.**

Die Brille. „Ach, verzeihen Sie, ich habe mich auf Ihre Brille gesetzt."

„Das ist nicht so schlimm, die hat schon ganz andere Sachen gesehen." **Sch.**

John Phoenix

A.S.F. DER WEG INS TRAUMLAND

Deutsche Uebertragung von **Wilhelm Cremer**

[41. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Frank war wieder allein und nahm nun mit besserer Stimmung seine Arbeit auf. Eine neue Möglichkeit hatte sich vor ihm aufgetan. Wenn doch nur Richard Westwood für ihn eine Tätigkeit fände! Dann könnte er sich von allem freimachen, was ihn jetzt bedrückte. Er würde wieder ein freier Mensch sein, der nicht verpflichtet war, Entdeckungen seines Privatlebens zur Anzeige zu bringen. Ein paar Minuten später klang plötzlich die Klingel des Chefs.

Als er ins Zimmer trat, stand Richard Westwood nachlässig gegen den Kamin gelehnt und beobachtete lächelnd seinen Bruder.

„Haben Sie schon Ihren ganzen Urlaub gehabt, Clements?" fragte der Chef kurz.

„Nein, Herr Minister", antwortete Frank. „Ich habe noch zehn Tage zu beanspruchen."

„Gut, mein Bruder hier möchte Sie für die Zeit haben. Sie werden also morgen abend mit ihm nach der Bretagne fahren. So ist es doch, Richard?"

Richard Westwood nickte. „Wenn es Clements recht ist", sagte er.

„O, dem wird es schon recht sein", meinte verdrossen der Chef. „Aber mir ist es weniger recht. Ich muß immer auf andere Leute Rücksicht nehmen, um mich kümmert sich niemand. Da ist zum Beispiel der Premierminister — na, gehen Sie jetzt, Clements. Sagen Sie Cameron, er müsse mir jemand für Sie herbeiholen. Es ist ein Glück für Sie, daß das Unterhaus noch nicht tagt, sonst könnte ich Sie nicht gehen lassen. Wahrhaftig, es ist unglaublich, was für Ansprüche heutzutage die jungen Leute stellen. Also, gehen Sie!"

So kam es, daß Frank sich wieder einmal auf der Fahrt nach Val Fleuri befand. Er hatte die Idee begeisiert aufgenommen und betrachtete sie als eine vom Himmel gesandte Erlösung aus allen Schwierigkeiten. Von Dick hatte er nichts mehr gehört, aber auch selbst keinen Schritt getan, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Betty hatte er brieflich mitgeteilt, daß sein Chef und Richard Westwood seine Reise bestimmt, und daß der letztere ihm die Möglichkeit einer Stellung angedeutet hätte, so daß er, Frank, den Vorschlag nicht ablehnen durfte. Ob sie mit ihrem Vater über die Sache gesprochen hatte, wußte er nicht, und er empfand auch ein seltsames Widerstreben, etwas darüber zu erfahren. Im Innersten seines Herzens hoffte er sogar, die Angelegenheit würde nie wieder zwischen ihnen erwähnt werden. Er hatte jetzt das sichere Gefühl, daß Richard Westwood mit ihm über eine Beschäftigung sprechen wollte, die er bereits in Aussicht genommen. Frank war entschlossen, jedes Anerbieten anzunehmen, um nur aus dem Ministerium des Innern herauszukommen, wo ihm ein weiteres Verbleiben unmöglich dünkte. Es wurde ja allgemein vermutet, daß Richard Westwood weitgehende Geschäftsverbindungen in Frankreich hatte. Aus seinen häufigen Besuchen in London konnte man aber auch schließen, daß sich seine Geschäfte auch auf England erstreckten. Jedenfalls mußte ein Mann von seinem Reichtum sicherlich einen großen Einfluß ausüben und gar keine Schwierigkeiten haben, für einen Schützling eine Stellung zu finden. Vielleicht suchte er sogar für sich selbst einen Sekretär! Bei diesem Gedanken fuhr Frank plötzlich auf. Würde er dann etwa in Val Fleuri wohnen? Was würde Therese dazu sagen? Und Betty?

Aber Richard Westwood ließ während der Reise nichts über seine Absichten verlauten. Es war klar, daß er Frank nur als Gast behandelte und nicht über Geschäftsangelegenheiten reden wollte, ehe sich nicht eine günstige Gelegenheit bot. Auch schien er über irgend etwas verstimmt zu sein, aber erst, als sie beide in St. Malo im Auto saßen, ließ er eine Bemerkung über die Ursache fallen. „Ich muß Ihnen leider sagen," bemerkte er plötzlich, „daß Therese nicht so recht wohl ist. Sie ist sogar bettlägerig. Die Aerzte wissen nicht recht, was mit ihr los ist, aber sie finden auch nichts Ernstliches."

Frank stammelte ein paar Worte des Bedauerns und merkte mit einem plötzlichen Schreck, daß er während der letzten Tage sehr wenig an Therese gedacht hatte. Das alte Problem einer Heirat mit ihr, das ihn vorher so viel beschäftigt hatte, schien ganz verblaßt zu sein und glich jetzt ganz einem jener Phantasiegedanken, denen man so lange nachhängt, bis man sich aus ihrer Erfüllung gar nichts Besonderes mehr macht. Ihre Vertrautheit in London hatte unter ganz anderen Umständen begonnen, und es war mehr als wahrscheinlich, daß auch sie ihn jetzt nicht mehr mit denselben Augen ansah. Jedenfalls sprach ihr Benehmen bei seinem letzten Besuch sehr für diese Annahme.

Die Ankunft des Autos auf dem Schloß machte allen diesen Gedanken ein Ende. Er betrat mit seinem Wirt den Vorsaal, wo sie von Mr. Manton, der sie zu erwarten schien, begrüßt wurden. Richard Westwood nahm ihn beiseite und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf der kleine Mann beruhigend nickte. Mr. Westwood lächelte und wandte sich dann an Frank.

„Sie sehen, Manton," sagte er freundlich, „ich habe Mr. Clements wieder mitgebracht. Seine Gegenwart wird Val Fleuri etwas erheitern, besonders wenn er hört, daß es Therese besser zu gehen scheint. Sie wußten wohl noch nicht, Clements, daß Mr. Manton neben seinen sonstigen Vorzügen auch noch den eines guten Arztes besitzt. Der Mann, den ich um Paris kommen ließ, setzt ein großes Vertrauen auf ihn. Manton hat auch immer unsere ganzen Leute behandelt, wenn einer einmal krank war, was Gott sei Dank nicht häufig vorkam. Ich werde schnell noch einmal hinaufeilen und Therese begrüßen, wenn Sie mich entschuldigen wollen. Nachher können wir dann frühstücken."

Während er fort war, versuchte Frank, mit Mr. Manton eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber der kleine Mann gab so einsilbige Antworten, daß er den Versuch bald aufgab. Es war ganz klar, daß seine Ankunft Manton unangenehm war, und Frank erriet auch leicht den Grund, obgleich er ihm so lächerlich erschien, daß er sich innerlich darüber sehr amüsierte. Dieser unmögliche kleine Chemiker wagte es, seine Augen zu einem Mädchen zu erheben, das, ganz abgesehen von ihrer Stellung auf Val Fleuri, in London eines der gefeiertsten Mitglieder der vornehmsten Gesellschaft gewesen war. Frank dachte an den Schwarm von Berühmtheiten, auf den er selbst oft etwas eifersüchtig gewesen war, und konnte sich kaum enthalten, offen zu lachen. Zum Glück machte die Rückkehr des Hausherrn der weiteren Verlegenheit ein Ende.

Mr. Manton kam mit zum Frühstück, wie er das gewöhnlich tat, wenn sein Wirt von einer seiner häufigen Reisen zurückgekehrt war. Richard Westwood neckte ihn mit seiner ärztlichen Tüchtigkeit und bat ihn, Franks Besorgnisse über Theresens Gesundheitszustand zu zerstreuen. Der kleine Mann errötete wie ein Knabe und äußerte stammelnd, daß er mit seinen geringen Fähigkeiten selbstverständlich jedem zu helfen versuche. Sobald es aber angängig war, erhob er sich mit einer Entschuldigung und zog sich zurück.

„Nun müssen Sie aber auch Therese besuchen", sagte Richard Westwood. „Sie wußte, daß ich Sie herüberbringen wollte." Er erhob sich und führte Frank hinaus.

(Fortsetzung folgt.)